



**Die Marschallin Brune.**

(Beschluß.)

Die siebenzehn Jahre der Ehe hatten die Liebe der beiden Gatten in nichts geändert und die kleine Anzahl von Freunden, die sie bei sich sahen, wurden nicht müde, das Glück dieses seltenen Paares zu bewundern.

„Ich habe mein Glück theuer erkaufte,“ sagte der Marschall einst zu einem seiner Freunde, „aber, wenn ich es wohl überlege, doch nicht zu theuer.“

Unterdes erschütterten schreckliche Ereignisse Europa, brachten die Heere desselben nach Frankreich und stürzten Napoleon und dessen Macht. Trotz der ehrenvollen Aufnahme, die er bei Ludwig XVIII. gefunden hatte, trotz der Ungerechtigkeit Napoleons gegen ihn, eilte Brune doch, als der Kaiser von der Insel Elba zurückkam, seinem ehemaligen Gebieter entgegen. Er wurde zum Oberbefehlshaber der Armee vom Var und zum Gouverneur der achten Militärdivision ernannt, und bemühte sich vorzugsweise, in dem ihm anvertrauten Landestheile den Bürgerkrieg zu verhindern. Dann kam Waterloo. Das Uebrige ist bekannt. Der Marschall Brune fand Mörder in Avignon und sein Leichnam wurde in die Rhone geworfen.

Als die Marschallin die Nachricht von dem Tode ihres Mannes erhielt, fürchtete man zuerst für ihr Leben, aber als einmal die erste Krisis dieser Verzweiflung überwunden war, rüstete die Wittve sich mit Muth und Kraft, denn sie hatte nun große und schwere Pflichten zu erfüllen. Sie mußte den Tod des Marschalls rächen, seine Ehre retten, die Verläumber entlarven und die Mörder strafen. Sie ließ sich weder durch die fast unübersteiglichen Hindernisse, die sich diesem Vorsatze entgegenstellten, noch durch die Gefahr der politischen Reaction, noch durch den Parteihass in ihrem Streben aufhalten. Unterstützt durch eine kleine Anzahl treuer und muthiger Freunde, ließ sie eine Untersuchung über den Tod ihres Mannes anstellen, sammelte alle Thatsachen, zwang die zahlreichen Zeugen, dieselben zu beschwören, und führte mit unermüdlicher Ausdauer ihr Unternehmen fort.

Dann zog sie sich auf ihre Güter zurück, wo sie keinen andern Wunsch mehr kannte, als das Glück und die Ruhe um sich

her zu verbreiten, die sie selbst nicht mehr kannte. Nur eine neue Beleidigung, die dem Andenken ihres Mannes zugefügt wurde, konnte sie veranlassen, noch einmal aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzutreten. Es war damals, als Martainville Brune der Erpressung beschuldigte.

Sie bot noch einmal Alles auf, um die Ehre ihres geliebten Todten zu retten, aber diesmal vergebens: der Journalist wurde frei gesprochen und die Marschallin verbarg ihren Schmerz in der Einsamkeit.

Seitdem hörte man nichts mehr von der Marschallin Brune. Sie überhäufte ihre Familie und die Bewohner von St. Just mit Wohlthaten, und nur diese wußten, daß sie noch lebte. Endlich starb sie am 1. Januar 1829.

Das ist die Geschichte des armen Wäscher Mädchens, die ein Dichter heirathete, und die, ohne es zu wünschen, in fürstliche Kreise hineingezogen und von Leiden heimgesucht wurde, welche nur die Hochgestellten dieser Welt betreffen. Vielleicht dachte sie oftmals mit Sehnsucht an die Zeit zurück, in welcher sie die Frau eines armen Schriftsetzers zu sein glaubte.

**Arsene Guillot.**

Von Prosper Mérimée.

Die letzte Messe in der St. Rochuskirche in Paris war zu Ende und der Kirchendiener machte die Runde, um die verlassen Kapellen zu verschließen. Eben wollte er das Gitter eines dieser aristokratischen Heiligthümer anlehnen, als er bemerkte, daß sich noch eine Dame darin befand, die in tiefen Gedanken ihr Haupt auf die Stuhllehne gestützt hatte. „Ach, die Frau von Piennes!“ dachte er bei sich, indem er in der Thüre der Kapelle stehen blieb. Er kannte die Dame genau. Sie war jung, reich und schön, machte der Kirche häufig Geschenke, betete fleißig und gab reichliche Almosen, obwohl sie keinen irdischen Vortheil davon erwarten konnte. Der Kirchendiener wäre nun allerdings gern fortgegangen, denn er spürte Hunger, gleichwohl wagte er es nicht, die Andacht einer so angesehenen Dame zu stören. Er entfernte sich deshalb wieder, allerdings mit einigem Geräusche, und hoffte bei seiner Rückkunft die Kapelle leer zu finden.

Er befand sich bereits an der anderen Seite des Chores, als ein Mädchen in die Kirche trat und sich neugierig umsah. Alles schien ihr fremd zu sein. Sie stand ungefähr im fünf- und zwanzigsten Jahre, aber man mußte sie sehr aufmerksam betrachten, um sie nicht für älter zu halten. Ihre schwarzen Augen waren zwar sehr glänzend, aber eingesunken und von blauen Ringen umgeben; ihre mattweiße Gesichtsfarbe und ihre entfärbten Lippen deuteten auf Krankheit, und gleichwohl paßte ein gewisser fecker und heiterer Blick des Auges zu diesem Aussehen gar nicht. In ihrem Anzuge bemerkte man eine seltsame Verbindung von Nachlässigkeit und Sorgsamkeit. Der rosa Zughut mit den Blumen hätte vielleicht besser für ein Abendnegligé gepaßt. Unter einem Cashemir-Sangshawl, dessen erste Besizerin sie nicht war, wie der geübte Blick einer Modedame leicht erkannt haben würde, verdeckte sich ein ganz gewöhnliches Kattunkleid. Die allerdings sehr niedlichen Füße waren mit großen Strümpfen und schlechten Schuhen bekleidet.

Dieses Mädchen trat an die Kapelle, in welcher sich die Frau von Piennes noch immer befand, beobachtete die Dame eine Zeitlang verlegen, und als sie sah, daß sie sich zum Fortgehen anschickte, redete sie dieselbe an.

„Könnten Sie mir wohl sagen, Madame,“ fragte sie mit wohlklingender Stimme und schüchternem Lächeln, „an wen ich mich zu wenden habe, um eine Kerze zu opfern? Ich weiß nicht, wem ich das Geld dafür zu übergeben habe.“

Die Frau von Piennes wies das Mädchen an den Kirchendiener, der eben wiederkam. Die Unbekannte dankte ihr und ging auf diesen Mann zu, der sogleich zu verstehen schien, was sie von ihm wollte. Die Frau von Piennes hatte unterdes ihr Messbuch genommen und ihren Schleier geordnet; sie sah, als sie aus der Kapelle heraustrat, daß die Unbekannte dem Kirchendiener Geld gab und ihm etwas dringend anzuempfehlen schien.

Beide Frauen verließen die Kirche gleichzeitig, die Unbekannte ging aber so schnell, daß die Frau von Piennes sie bald aus den Augen verlor, obgleich sie einen und denselben Weg hatten. An der Ecke der Straße, in welcher sie wohnte, begegnete sie der Unbekannten indes zum zweiten Male. Sie suchte ein Brot, das sie eben gekauft zu haben schien, unter ihrem Shawl zu verbergen. Als sie die Frau von Piennes erblickte, schlug sie die Augen nieder und verdoppelte ihre Schritte; gleichwohl schien ein Lächeln über ihr Gesicht zu ziehen, das zu sagen schien: „Ich bin arm, ja; spotten Sie immerhin über mich; ich weiß, daß ich im rosa Hut und im Cashemirshawl selbst Brot kaufe.“ Diese Verbindung von Scham, Ergebung und guter Laune entging der Frau von Piennes nicht. Sie dachte nicht ohne Schmerz an den wahrscheinlichen Stand des Mädchens. „Ihre Frömmigkeit,“ dachte sie bei sich, „ist verdienstlicher als die meinige. Ihr Geld für die Kirche ist gewiß ein größeres Opfer als das, was ich von meinem Ueberflusse den Armen gebe. Ich thue nicht Gutes genug.“ Während sie sich so Vorwürfe machte, welche sie nicht verdiente, trat sie in ihr Haus.

Die Frau von Piennes begegnete dem Mädchen öfters in der Nähe der Kirche, sah sie aber nie in dieselbe hineintreten. Auch schlug die Unbekannte bei diesem Begegnen jedesmal die Augen nieder und lächelte. Die Frau von Piennes hätte gern eine Gelegenheit gefunden, dem armen Mädchen einen Dienst zu erzeigen, das gleich anfangs ihr Interesse und später ihr Mitleiden erregt hatte. Der Cashemirshawl war verschwunden und der rosa Hut verschof mehr und mehr.

Eines Tages endlich sah die Frau von Piennes in die Kirche einen Sarg bringen, dem bloß ein Mann folgte, welcher schlecht gekleidet war und keinen Krepp am Hute trug. Sie war dem jungen Mädchen seit länger als einem Monate nicht begegnet und glaubte, diese Unglückliche liege in dem Sarge. Der Mann, der dem Sarge folgte, erzählte dem Kirchendiener, er sei Portier; eine Bewohnerin seines Hauses, eine gewisse Frau Guillot, sei gestorben, die weder Verwandte noch Freunde und nur eine Tochter habe. Die Frau von Piennes mutmaßte nun, die Todte sei die Mutter des schönen Mädchens und in Noth gestorben; sie nahm sich deshalb vor, am nächsten Tage durch einen Geistlichen Erkundigungen einziehen zu lassen.

Zwei Tage nachher, als die Frau von Piennes spazieren fuhr, sah sie an einem Prellsteine das Mädchen stehen, das sie für todt gehalten. Sie erkannte die Unglückliche sogleich, obwohl dieselbe noch bleicher und schwarz gekleidet war. Ihr Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck. Statt daß sonst ein freundliches Lächeln die Büge erheiterte, waren sie jetzt verzerrt; die großen schwarzen Augen stierten vor sich hin. In dem Gesicht lag keineswegs Schmerz, sondern feste Entschlossenheit und Verzweiflung. Der Wagen der Frau von Piennes fuhr rasch vorüber, aber sie konnte das unglückliche Mädchen nicht wieder vergessen.

Bei ihrer Rückkehr fand die Dame eine große Menschenmenge in der Straße versammelt, vor einem Hause ganz in der Nähe dessen, welches die Frau von Piennes bewohnte. Aller Augen richteten sich nach einem offenen Fenster in dem dritten Stock. In ihrem Hause fand die Frau von Piennes ihre Dienerschaft in ungewöhnlicher Aufregung und man beeilte sich, ihr die große Neuigkeit zu melden. „Ach, wenn Sie wüßten!“ rief das Kammermädchen ihr entgegen. „Mir ist das Blut erstarrt! Ich habe niemals etwas so Schreckliches gesehen, d. h. ich habe es eigentlich nicht gesehen, ob ich gleich hinausstürzte, aber . . .“

„Was ist geschehen?“

„Ach, Madame, ein Mädchen hat sich vor drei Minuten etwa aus einem Fenster des dritten Stockes ganz in der Nähe hier auf die Straße hinabgestürzt; wenn Sie eine Minute eher gekommen wären, hätten Sie es hören können.“

„Und ist die Unglückliche todt?“

„Baptist, der doch mit im Kriege gewesen ist, behauptet, er habe nichts dergleichen gesehen. Aus dem dritten Stock, Madame!“

„Ist die Unglückliche todt?“

„Sie bewegte sich noch, Madame; sie sprach sogar. Macht mich vollends todt! sagte sie.“

„Hat man ihr Hilfe geleistet? Hat man nach einem Arzte, einem Geistlichen geschickt?“

„Ein Geistlicher? — Das Mädchen soll bei der Oper gewesen sein; solche Mädchen nehmen alle ein schlechtes Ende. Sie hatte sich in das Fenster gestellt, die Kleider mit einem rosa Band zusammengebunden und — Plaus! Denken Sie, aus dem dritten Stock!“

„Es ist das arme Mädchen in Trauer!“ sprach die Frau von Piennes halblaut zu sich selbst.

„Ja, Madame, ihre Mutter ist vor drei oder vier Tagen gestorben, und das wird sie zur Verzweiflung gebracht haben. Vielleicht ist ihr aber auch ein Liebhaber untreu geworden, und dann ist das Vierteljahr um; die Miethe soll bezahlt werden; sie hatte wahrscheinlich kein Geld und arbeiten können solche Mädchen nicht.“

Josephine, das Kammermädchen, plauderte noch eine Zeit lang so fort, ohne daß die Frau von Piennes darauf antwortete. Sie schien ihre traurigen Gedanken über den Unglücksfall nicht loswerden zu können. Plötzlich fragte sie dann Josephinen:

„Weiß man, ob das Mädchen besitzt, was sie in ihrem jetzigen Zustande braucht? Wäsche? Betten? Ich muß das sogleich wissen.“

„Ich werde mich erkundigen, wenn Sie es verlangen,“ fiel Josephine sogleich ein, hoch erfreut, ein Mädchen sehen zu können, die sich das Leben hatte nehmen wollen; bald aber setzte sie hinzu: „ich weiß doch nicht, ob ich das werde sehen können, ein Frauenzimmer, das sich aus dem dritten Stockwerk herabstürzte. . . Als man Baptist zur Ader ließ, wurde ich auch beinahe ohnmächtig.“

„So schicke den Baptist,“ befahl die Frau von Piennes; „aber man melde mir bald, wie sich die Unglückliche befindet.“

Glücklicher Weise erschien eben, als sie diesen Befehl gab, ihr Arzt, Doctor K. Es war Dienstag, an welchem Tage er regelmäßig bei der Dame speisete und sie dann in die italienische Oper begleitete.

„Laufen Sie geschwind, Doctor,“ rief sie ihm zu, ohne ihm Zeit zu lassen, den Stock abzulegen und den Ueberziebrock auszuziehen; „Baptist wird Sie begleiten. Ein armes Mädchen hat sich aus dem Fenster auf die Straße gestürzt und ist ohne Hilfe.“

„Aus dem Fenster?“ fragte der Arzt. „Wenn es hoch war, wird nicht viel mehr zu thun sein.“

Der Doctor wollte lieber gut essen, als eine Operation vornehmen, aber die Frau von Piennes bestand darauf und der Doctor willigte endlich ein, Baptist zu begleiten, als ihm versprochen wurde, es würde mit dem Essen gewartet werden.

Baptist kam nach einigen Minuten allein zurück und verlangte Wäsche, Betten und dergl. Auch ließ der Doctor durch

ihn sagen: „Es ist nichts; sie wird davon kommen, wenn sie nicht an Starrkrampf stirbt.“

Nach einer Stunde kam der Doctor selbst wieder; allerdings hatte sein schöner Busenstreifen etwas gelitten.

„Die Leute, die sich selbst umbringen wollen, haben meist ungemein viel Glück. So brachte man kürzlich in mein Hospital eine Frau, die sich in den Mund geschossen hatte. Sie hatte sich aber keinen Schaden gethan, als drei Zähne zerschmettert und ein Loch in die linke Backe geschossen. Sie wird höchstens etwas häßlicher. Das Mädchen da stürzt sich aus dem dritten Stockwerk herunter. Wenn ein ehrlicher Kerl unversehens aus dem ersten herunterfiel, würde er sich den Schädel zerschlagen. Das Mädchen hat nur ein Bein gebrochen und sich ein Paar Rippen eingedrückt, weiter nichts. Sie fiel auf ein Wetterdach. Das ist der dritte ähnliche Fall, der seit meiner Rückkunft nach Paris zu meiner Kenntniß gelangt. Die Knochen wachsen wieder zusammen. Das Schlimmste ist aber, daß der Fisch, der eben aufgetragen wird, unterdeß ganz verrotten ist, und überdieß werden wir den ersten Act von „Othello“ versäumen.“

„Und die Unglückliche hat Ihnen erzählt, sie wäre zu diesem Schritte . . .“

„Ich höre niemals solche Geschichten an, schöne Frau, und frage nur: haben Sie vorher gegessen u. s. w., weil das Einfluß auf die Behandlung hat. Einen Grund wissen die Leute, die Hand an ihr Leben legen, immer anzugeben; da ist ein Liebhaber untreu geworden, der Hausbesitzer will die Miethe haben und gleich stürzt man sich aus dem Fenster herunter. Hintennach kommt die Reue.“

„Das arme Mädchen bereut hoffentlich die That auch?“

„Allerdings, ohne Zweifel. Sie weinte und jammerte mir die Ohren voll; übrigens ist Ihr Baptist ein prächtiger Gehilfe für einen Chirurgen, Madame; er machte seine Sache besser, als eine Art Colleague von mir, der sich auch eingefunden hatte und der nicht wußte, wie und wo er angreifen sollte. Einen Vortheil würde das Mädchen doch gehabt haben, wenn sie den Tod bei dem Sturze gefunden hätte, sie wäre dann nicht an der Schwindsucht gestorben, denn sie ist brustkrank, und ich gebe sie auf. Ich habe es auf den ersten Blick erkannt und darin irre ich mich nie. Warum so eilen, warum durch das Fenster hinauspringen, wenn der Tod schon an der Thüre steht?“

„Sie besuchen sie morgen wieder, nicht wahr, Doctor?“

„Ich muß wohl, wenn Sie es befehlen. Auch habe ich ihr versprochen, Sie würden etwas für sie thun. Das Einfachste wäre, sie in das Hospital zu bringen, aber kaum hatte ich das Wort Hospital genannt, so geberdete sie sich wie eine Besessene. Wenn man aber nichts hat . . .“

„Ich werde die Kosten bestreiten, Doctor. Mich erschreckt das Wort Hospital auch und übrigens würde die Unglückliche jetzt schwerlich zu transportiren sein.“

„Vorurtheil, reines Vorurtheil! Man ist nirgends besser aufgehoben, als im Hospital. Wenn ich krank werde, ich lasse mich ins Hospital bringen, und sterbe ich, so vermache ich meinen Leichnam den Studenten, — nach dreißig, vierzig Jahren, versteht sich. Im Ernst, überlegen Sie wohl, schöne Frau, ich weiß nicht, ob Ihr Schübling Ihre Theilnahme verdient. Sie sieht mir aus, wie ein Mädchen von der Dper. Nur eine Tänzerin kann einen solchen Sprung wagen.“

„Ich habe sie in der Kirche gesehen und, Doctor, Sie kennen meine schwache Seite; ich baue auf ein Gesicht, auf einen Blick gleich eine ganze Geschichte. Lachen Sie immerhin; ich irre mich selten. Das arme Mädchen hat leghin ein Gelübde für ihre kranke Mutter gethan. — Die Mutter ist gestorben, und die Verzweiflung, die Armuth haben sie zu dieser schrecklichen That getrieben.“

„Ich habe bei der Untersuchung ihres Kopfes allerdings das Organ der Exaltation sehr entwickelt gefunden. Was Sie sagen, kommt mir sehr wahrscheinlich vor. Auch hing über dem einfachen Gurtbette ein geweihter Buchsbaumzweig; das ist ein Beweis für ihre Frömmigkeit, nicht wahr?“

„Blos ein Gurtbett? Ach mein Gott! Sie lachen, Doctor; mag das Mädchen fromm sein oder nicht, ich interessire mich für sie, weil ich mir einen Vorwurf ihretwegen gemacht habe.“

„Einen Vorwurf? Etwa weil Sie keine Matrage unterslegen ließen, als sie sich auf die Straße herunterstürzte?“

„Allerdings einen Vorwurf. Ich habe ihre Lage bemerkt; ich hätte ihr beistehen sollen; leider war der arme Abbé Dubignon gerade krank und . . .“

„Noch ein Paar Worte und dann nichts mehr. Wenn Sie meiner Kranken Ihren hohen Schutz gewähren wollen, so geben Sie ihr ein besseres Bett und eine Wartefrau; auch würde es gut sein, wenn Sie ihr einen Geistlichen schicken wollten, der ihr den Kopf zurechtsetzt, wie ich ihr das Bein eingerichtet habe; das Mädchen ist sehr aufgeregt, und das schadet der Heilung. Es ist wahrhaftig schon halb neun Uhr; machen Sie Ihre Toilette zur Dper; Baptist wird mir den Kaffee und ein Journal bringen, denn ich bin heute so beschäftigt gewesen, daß ich noch gar nicht weiß, wie es in der Welt aussieht.“

Es vergingen einige Tage und die Kranke befand sich besser. Der Arzt beklagte sich nur, daß die geistige große Aufregung nicht nachlasse.

„Ich habe kein großes Vertrauen auf alle Ihre Abbés,“ sagte er zu der Frau von Piennes; „wenn es Ihnen nicht zu viel Ueberwindung kostete, menschliches Elend zu sehen, so würden Sie das arme Mädchen gewiß leichter beruhigen, als irgend ein Geistlicher.“

Die Frau von Piennes entschloß sich, den Arzt zu der Kranken sogleich zu begleiten.

Diese lag in einem Stübchen, das nur drei Strohfüße und ein Tischchen enthielt, auf dem guten Bett, das ihr die Frau von Piennes gesandt hatte. Sie war entsetzlich bleich, aber ihre Augen bligten; als sie die Frau von Piennes eintreten sah, richtete sie den Kopf empor und sagte mit traurigem Lächeln:

„Ich wußte es wohl, daß Sie Mitleiden mit mir gehabt haben. Man nannte mir Ihren Namen, und ich zweifelte nicht, daß Sie die Dame wären, die ich einst in der Kirche sah.“

Auf die Frage der Dame, ob sie noch etwas brauche oder wünsche, entgegnete sie sodann:

„Nichts. Was sollte mir fehlen? Etwas mehr oder weniger, was liegt daran?“ Sie wendete darauf das Gesicht ab und weinte.

„Haben Sie große Schmerzen?“ fragte die Frau von Piennes.

„Nein, nur höre ich immer noch das Säusen, das mir während des Falles in den Ohren klang.“

„Sie bereuen jetzt, was Sie gethan haben?“

„Ja, aber wenn man unglücklich ist, kann man sich nicht immer beherrschen.“

„Man darf sich nie der Verzweiflung überlassen.“

„Das verstehen Sie nicht, Madame,“ fiel der Arzt ein, der ein Recept schrieb. „Sie begreifen nicht, was es heißt, einen jungen Herrn mit einem Schnurrbarte zu verlieren. Nur hätte unsere Kranke nicht durch das Fenster herunterspringen sollen, um ihm nachzulaufen.“

„Spotten Sie nicht, Doctor,“ entgegnete die Frau von Piennes; „sie hatte gewiß andere Gründe.“

„Ich weiß es selbst nicht mehr, was mich trieb,“ sprach die Kranke; „ich hatte hundert Gründe. . . Zuerst erschütterte mich der Tod meiner Mutter, dann fühlte ich mich so ganz verlassen, ohne eine einzige theilnehmende Seele, und dann konnte Einer, an den ich mehr dachte, als an irgend Jemand, selbst meinen Namen vergessen; ich heiße Arsene Guillot, und er schrieb den Namen mit dem Y!“

„Sagte ich es nicht? Ein Ungetreuer!“ fiel der Doctor ein; „aber ein Mann, der kein besseres Gedächtniß hat, verdient auch nicht, daß man an ihn denkt.“ Nach diesem seltsamen Troste entfernte sich der Doctor und die Frau von Piennes blieb mit der Kranken allein.

„Sie sind also hintergangen worden?“ fragte die Dame nach einer Pause.

„Ich? Nein. . . Wie könnte man ein so unglückliches Mädchen hintergehen? Er wollte blos nichts mehr von mir wissen, und er hat Recht, er mußte höher streben. Er ist immer gut und edel gegen mich gewesen. Ich schrieb ihm, um ihm anzuzeigen, wo ich sei, und er antwortete mir, sagte mir aber in seinem Briefe Dinge, — die mir sehr weh gethan haben.

(Fortsetzung folgt.)